

Entrümpelt Euch!

Ein kommunitäres Palimpsest

Gerd Koenen

„Die Wirklichkeit selbst hat utopischen Charakter angenommen. Die Frage ist, ob wir gemacht sind, sie auszuhalten.“ Das notierte Friedrich Dieckmann, als er sich 1989 aus der geschützten Welt des „realen Sozialismus“ in die schöne neue Welt des globalisierten Kapitalismus hineinkatapultiert sah.

Hundert Jahre zuvor hatte man, jedenfalls als Sozialist, die Welt mit blankeren Augen anschauen können. Die im Juli 1889 am Rand der Pariser Weltausstellung gegründete Sozialistische Internationale sah sich selbst an der Spitze des Fortschritts und der Moderne. Mit ihrer Forderung nach dem Acht-Stunden-Tag hatte sie eine kühne Tagesforderung in den Raum gestellt, in der schon viel Raum für ein anderes, freieres Leben war. Die Produktivitätsfortschritte der modernen Industrie sollten endlich den Arbeitern und der Allgemeinheit zugute kommen, nicht nur durch erhöhte Löhne und erweiterten Konsum, sondern vor allem durch eine allgemeine und spürbare Verkürzung der Arbeitszeit, sodass es überhaupt erst ein Leben jenseits der zermürbenden Arbeitsfron gäbe. Und hinter dem Reich der Notwendigkeit, der nackten Bedürfnisse, würde sich früher oder später ein neues Reich der Freiheit eröffnen.

Dahinter stand die sichere Überzeugung, dass die sozialistische Bewegung als Repräsentantin der arbeitenden Mehrheit jeder Nation die natürliche Erbin der herrschenden und besitzenden Klassen sein würde. Nicht nur die periodischen Krisen und Einbrüche, die imperialistischen Konkurrenzen und kolonialen Raubzüge; der permanente Rationalisierungs- und Kostendruck, sondern die unakzeptable Tatsache als solche, dass eine gesellschaftliche Arbeitsleistung auf Dauer der Regie und Verfügung privater Kapitaleigentümer unterworfen sein sollte, schien den Übergang zum Sozialismus, fern jeder extravaganten

ten Utopie, zu einem schlichten Gebot der Vernunft und Gerechtigkeit zu machen, oder auch nur zu einer letzten Nothilfe.

Dass diese so plausibel, fast selbstverständlich wirkende Vorstellung heute so blass und wirklichkeitsfremd erscheint, hat natürlich gute Gründe, die sich im Rückblick auf das vergangene Jahrhundert leicht erschließen. Da waren zuallererst die Erfahrungen mit dem „realen Sozialismus“ östlichen Zuschnitts im 20. Jahrhundert. Die alle Begriffe des hergebrachten Sozialismus auf den Kopf stellende Kombination aus Staatseigentum, Kommandowirtschaft, Arbeitszwang, Massenmobilisierung, Gedankenkontrolle und Abschottung war als Modell „nachholender Industrialisierung“ schon verfehlt genug. Zur traumatischen Erfahrung wurde sie durch einen Massenterror, der zu den Menschheitsverbrechen des vergangenen Jahrhunderts zu rechnen ist.

Ob die humanitäre Bilanz der Länder mit kapitalistischer Produktionsweise besser gewesen ist, könnte man allerdings bezweifeln. Die Kataklysmen dieses Zeitalters, die imperialistischen Weltkriege und darin eingelagerten zivilen Massenverbrechen, der Nationalsozialismus, Faschismus und die reaktionären Diktaturen, die kolonialen Eroberungs- und Versklavungsfeldzüge sind aus dem „Kapitalismus“ als solchem nicht zu erklären – aber ohne ihn auch nicht.

Was historisch den Ausschlag gab, war etwas anderes. Der „Kapitalismus“, um diesen von Marx wohlweislich gemiedenen, aber eingebürgerten Systembegriff zu verwenden, hat sich als Produktionsweise von unüberbietbarer Dynamik und überlegener Rationalität erwiesen – soweit es um den beschränkten Zweck ging, Arbeitskräfte, Roh- und Energierstoffe sowie technisches know-how zu mobilisieren und mit minimalem Kostenaufwand ein Maximum an Produkten zu erzeugen. In seinen europäischen Kernländern hat er damit zu einer gewaltigen Hebung des materiellen Lebensstandards bei wachsender Bevölkerung beigetragen – allerdings nur unter der Bedingung, dass seinem maßlosen Drang nach Selbstverwertung die sozialen und kulturellen Belange der Allgemeinheit durch demokratische Eingriffe und notfalls soziale Kämpfe

entgegengestellt werden konnten. Genau diese Kombination aus demokratischen Freiheiten, rechtsstaatlichen Sicherheiten, gesellschaftlicher Selbsttätigkeit und sozial regulierter Marktwirtschaft, und nicht „der Kapitalismus“, hat den diktatorischen Staatssozialismus sowjetischen Typs überflügelt und in einen sang- und klanglosen Kollaps getrieben.

Aber die Welt hat sich seit 1989 noch einmal grundlegend verändert. Sie ist endgültig zu *einer* Welt geworden, ökonomisch, ökologisch und kommunikativ. Im Zuge dessen haben Länder, die man bis dahin zur „Dritten Welt“ gezählt hatte, spektakuläre Entwicklungssprünge vollzogen, allen voran die Volksrepublik China, die durch eine autoritär abgesicherte, aller sozialen Rücksichten entledigte, strategisch operierende und exportorientierte Industrialisierung zu den Hauptmotoren einer immer dichteren weltwirtschaftlichen Verschränkung geworden sind.

Gerade China, das mehr als ein Fünftel der Weltbevölkerung stellt, zeigt aber in allen unbestreitbaren Erfolgen auch schon die unüberschreitbaren Grenzen dieser Entwicklung. Während in den Megametropolen Chinas schon nichts mehr geht und die Luftverschmutzung alle physischen Belastungsgrenzen überschreitet, hat das Land erst einen winzigen Bruchteil des europäischen oder amerikanischen Automobilisierungsgrades erreicht. Und so oder ähnlich verhält es sich in vielen anderen Sektoren auch. Der Weg der alten Industrieländer steht China nicht offen, so wenig wie Indien oder anderen Schwellenländern, und keineswegs zu ihrem Unglück. Denn schon der jetzige Konsumhunger der neuen Ober- und Mittelklassen – in China rund 150 Millionen, ein Zehntel der Bevölkerung – lässt die Rohstoff- und Energieressourcen der Welt noch rascher schmelzen als die Polkappen. Eine Potenzierung dieses frenetischen Massenkonsums wäre buchstäblich die Hölle – als erstes für die vermeintlichen Nutznießer selbst.

Ganz Entsprechendes gilt für die überhitzten globalen Finanzsysteme, die nur oberflächlich dem entronnen sind, was 2009 nicht zufällig als „Kernschmelze“

beschrieben wurde, ausgelöst durch einen Tsunami „toxischer“ Papiere, die es vor 1989 größtenteils noch gar nicht gegeben hat und deren rechnerisches Volumen dem Mehrfachen des erarbeiteten Sozialprodukts der Weltbevölkerung entspricht. Eine wachsende Literatur von Insidern wie von Outsidern hat beschrieben, wie wenig die Strategen in den War Rooms der Finanzindustrie oder ihre wissenschaftlichen und publizistischen Sekundanten wissen, was sie da tun. Joseph Vogls luzider Essay „Das Gespenst des Kapitals“ zeigt, wie diese Geld-aus-Geld schöpfende Hypermaschine mit ihren mathematischen Formeln und automatisierten Charts den magischen Voodoo-Glauben nährt, dass die Myriaden täglicher spekulativer Einzeloperationen (in New York täglich 4 Billionen Dollar!) sich auf diesem „Markt aller Märkte“ irgendwie aufheben und ausbalancieren müssten.

Was in diesen „Futures“ und daraus geschöpften Superprofiten aber verdealt wird, ist der Wohlstand künftiger Generationen. Selbst die astronomischen Staatsschulden der USA (15 Billionen), zusammen mit den Defiziten der anderen, vom Staatsbankrott bedrohten Länder Europas und der Welt bilden nur einen Bruchteil dieser globalen Gesamthypothek, die auf eine Kolonisierung der Zukunft hinausläuft. Auch hier ist eine äußerste Grenze erreicht, hinter der es so nicht weitergehen wird.

Außer in eine Richtung, die vielleicht noch zerstörerischer ist als alles andere: im Zugriff auf die „human resources“, in der Kommerzialisierung sämtlicher menschlicher Lebensäußerungen (einschließlich der Fortpflanzung), in einer alles durchdringenden Verwirtschaftsweise, der aufgegeben ist, „dass sie die Grenzen des Ökonomischen selbst überschreite und die Kapitalien der Alltagswelt, der Lebenswelt, der Beziehungswelt erschließe“ (Joseph Vogl). Diese letzte, äußerste Grenze kann allerdings nicht von der Natur, sie kann nur von den Menschen selbst gezogen werden.

Immerhin gibt es historische Umschlagspunkte, und an einem solchen stehen wir möglicher Weise. Manchmal vollziehen sich eingreifende Änderungen eher

still und (für einen Moment) fast konsensuell – so dass man sie leicht übersieht. So schickt sich die Bundesrepublik Deutschland als erstes Land der Welt gerade an, die längst überfällige Energiewende einzuleiten, indem sie den allmählichen Ausstieg aus dem fossilen Erdzeitalter mit einem perspektivischen Verzicht auf die Kernenergie verbindet, verspätet und halbherzig, aber doch. Von der Tragweite dieser Entscheidung hat die große Mehrheit der Bundesbürger, die sich unter dem Eindruck von Fukushima für diesen Weg entschieden hat, schwerlich schon eine rechte Vorstellung.

Der Aufstieg der Grünen zur dritten Volkspartei, oder richtiger: zu einer Bürgerpartei neuen Stils, bedeutet aber schon jetzt, weit über die künftige Fortune dieser Partei hinaus, einen Paradigmenwechsel, der ein weites Feld neuer Themen eröffnet. In ihrem engeren Umfeld wie in einer politisch nicht näher zurechenbaren Zwischenzone aus Kirchenvolk und Umweltverbänden, Protestgruppen und Bürgerinitiativen, Zeitschriften und wissenschaftlichen Diskussionsforen sammeln sich kritische Potentiale eines weiter ausgreifenden Gesellschaftsdenkens, das sich nicht in irgendwelchen „Visionen“ verliert, sondern die Entwicklungsbedürfnisse und Möglichkeitsräume unserer empirisch existierenden, global vernetzten Gesellschaft abklopft.

Die „Systemfrage“, auf die Vertreter dieser neuen Nachdenklichkeit dabei stoßen, lautet nicht einfach „Kapitalismus“, und die Antwort daher auch nicht „Sozialismus“. Aber auch die „Ökologie“ greift für sich genommen noch zu kurz. Vielmehr geht es zunächst um einfache Sinn- und Zweckfragen, und erst dann um hochkomplexe Theoriefragen.

Zum Beispiel: Wozu lebt und arbeitet diese Gesellschaft, die auf einem immensen, akkumulierten Kapitalstock sitzt, eigentlich? Woher rührt der angeblich unabweisbare Zwang, immer weitere Produktmassen und immer neue Kapitalien zu akkumulieren, also „Wachstum zu generieren“, wie es im verdorbenen Talkshow-Slang der Politik heißt? Die Weltmarktkonkurrenz zwingt dazu, heißt es. Sie sagen: China, China, China! Aber China muss selbst neue Entwicklungspfade einschlagen, um aus dem fatalen Zirkel von teuren Ma-

schinen-, Energie- und Rohstoffimporten für billige Exportwaren auszustiegen und für die Deckung der eigenen Lebensbedürfnisse neue Wege gehen.

Die Frage bleibt also: Warum sollte ein so reiches und saturiertes Land wie die Bundesrepublik Deutschland nicht im internationalen Austausch genau wie in der internen Bedarfsdeckung endlich jenen Punkt ansteuern können, an dem die materielle Produktion von Gütern hinter eine vielseitige gesellschaftliche Selbsttätigkeit zurücktritt, die sich den qualitativen Aspekten der menschlichen Existenz zuwendet – jenen Fragen und Problemen, die jetzt nur als soziale „Kostenfaktoren“ ins Bild kommen, obwohl von ihnen das Selbstgefühl und Lebensglück der Menschen am Ende weit mehr abhängt als von irgend einem materiellen, mobilen oder immobilien Statussymbol.

Schaut man nur einmal über den Tellerrand hinaus, sieht man leicht, wie diese Fixierung auf quantitatives Produktionswachstum alles deformiert und verödet. Schon die Kinder müssen dann für den Lebenskampf fit gemacht werden, und wenn sie wegen nicht-artgerechter Haltung zappeln oder depressiv sind, medikamentös sediert oder aufgetunt werden (wie die Erwachsenen auch) – statt Luft und Auslauf zu bekommen, und vielleicht mit 15 oder 16 ein Sabbaticaljahr, in dem sie die Welt, ihre Abenteuer und Geheimnisse, die Liebe und das Leben erkunden können. Lernen und Studieren wird durch serielles Prüfen und Benoten einem inhaltslosen Effektivierungszwang unterworfen, so wie im späteren beruflichen Leben auch – statt dass junge Menschen Umwege gehen und mit Kommilitonen anderer Fächer ihre Neugierde befriedigen, an realen Problemen arbeiten, Erfindungen machen können. Frauen müssen es bis Mitte 30 in ihrer Ausbildung und Karriere geschafft haben, sonst verlieren sie den „Anschluss“; und dann können sie (vielleicht) mit Hilfe eines Erzeugers oder künstlicher Apparaturen noch einen Nachwuchs produzieren, den sie alsbald der professionellen Betreuung übergeben – statt etwa in jüngerem Alter die Zeit und die Mittel zu haben, um Familie und Beruf mit erweiterter Lebenserfahrung zu verbinden. Und so weiter.

Kurzum, das Herzstück des gesellschaftlichen Lebens ist Produktion um der Produktion, Konsum um des Konsums willen, anonym vorangepeitscht vom Zwang einer permanenten Selbstverwertung des Kapitals. Das ist die vollendete Herrschaft der aufgehäuften toten Arbeit über die lebendigen Lebenskräfte. Dieses harsche Akkumulationsmodell mag notwendig und rational gewesen sein in einer Epoche, in der sich wachsende Bevölkerungen aus Hunger, Armut und Lebensenge herausarbeiten mussten. Es verliert seinen Sinn, wird kontraproduktiv und selbstzerstörerisch, wo eine materiell saturierte, alternde und schrumpfende, in ihrem sozialen Zusammenhang und in ihrer generativen Reproduktionsfähigkeit angegriffene Bevölkerung sich in einem leeren Zirkel bewegt, der statistisch „aufwärts“, letztlich aber nach Nirgendwo führt.

Und wie auf mehrfach überschriebene, lang verloren geglaubte Palimpseste stoßen wir auf die Klassiker der politischen Ökonomie, von John Stuart Mill bis John Maynard Keynes, die ganz selbstverständlich davon ausgingen, dass fortgeschrittene Gesellschaften irgendwann zur Ruhe kommen würden, und dass „der Spielraum für alle geistige Kultur“ und für die „Verschönerung der Lebenshaltung“ sich dann eher erweitern, nicht einschränken werde (so Mill). Keynes hielt den Gedanken eines unendlichen materiellen Wachstums schon an sich für obszön, und er sah einer Zeit hoffnungsvoll entgegen, in der die „Liebe zum Geld als einem Wert an sich“ als das erkannt werde, was sie letztlich ist: „eine jener halb kriminellen, halb pathologischen Neigungen, die man mit Schaudern den Spezialisten für Geisteskrankheiten überlässt“.

Auch für die Sozialisten des 19. Jahrhunderts bemaß sich sozialer Fortschritt nicht allein oder primär in einer Aufhäufung von Kapital und Waren, sondern vor allem auch in „freier Zeit für freie Entwicklung“, die selbst als Spiel noch „verdammtester Ernst“ sein würde (so der frühe Marx), „wie z.B. das wirklich freie Arbeiten, das Komponieren“. Oder wie das Zusammenspiel eines Orchesters, welches des Dirigenten nur bedarf, um die besten Fähigkeiten jedes einzelnen wie die Qualitäten des gemeinsamen Produkts zur vollen Entfaltung zu bringen. Wenn, wie im Fall der Berliner Philharmoniker unter Simon Rattle, ein jugendliches Laien-Tanzkorps jeder Bildungsstufe und Herkunft unter der

strengen Anleitung des Choreographen Royston Maldoon gleich mit gefordert und gefördert wird, so dass „verdammtester Ernst“ und gesteigertes Selbstgefühl schließlich zusammen gehen, dann ist man schon ziemlich nah an dem, was „Gesellschaft“ in einem höheren Sinne sein kann. Rhythm is it!

Eine ökologische und qualitative Wende muss also keineswegs vor allem Einschränkung, Verzicht oder gar Rückschritt bedeuten. Vieles, was als „Ökonomie jenseits des Wachstums“ oder als „Übergang in eine postfossile Zivilisation“ gegenwärtig entworfen wird, atmet noch einen allzu frugalen Kirchentagsgeist. Was zunächst als Verzicht erscheint, kann – um einen der jüngeren Postwachstumstheoretiker (Nico Paech, Oldenburg) zu zitieren – ebenso gut als Befreiung von „Energiesklaven, Konsum- und Komfortkrücken“ beschrieben werden, oder als eine schrittweise „Entrümpelung und Entschleunigung“ unserer übervollen, überkomplexen Lebenswelt.

Eine solche qualitative Wende wäre keine Utopie. Im Gegenteil, zur negativen Utopie oder Dystopie des 21. Jahrhunderts ist ein phantasieloser Traum vom ewigen „XXL-Aufschwung“ geworden. Wir sind nicht gemacht, ihn auszuhalten.

.